

Vorwort

Das Spektrum der Lektüren dieses Bandes reicht von der Neurowissenschaft über die Psychologie bis zur Rechtsgeschichte, von der Bildwissenschaft über die Philologie, die Text- und Literaturwissenschaften, die Philosophie bis zur Theologie. Einsinnigkeit und Einigkeit über Sinn und Grenzen der Lesbarkeit ist in dieser Vielfalt sicher nicht zu erwarten, aber eine erhellende Konstellation differenter Perspektiven am Leitfaden der Frage nach der Lesbarkeit und ihren Grenzen.

Wenn Cassirer meinte, „die Gegensätze schließen einander nicht aus, sondern verweisen aufeinander: ‚gegenstrebige Vereinigung wie die des Bogens und der Leier‘“, kann man sich diese Vereinigung des Gegenstrebigen gefallen lassen, um daran Gefallen zu finden (Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur, Hamburg 1996, 346). Die Verweisungen der folgenden Beiträge aufeinander sind jedenfalls klar und deutlich; die Gegenstrebungen derweil ebenso.

Zu einer hermeneutischen Differenzkultur sollte es gehören, differenzwährend mit Differenzen umzugehen, ohne sie unverbunden zu lassen, aber auch ohne die Präntention einer höheren Einheit. Die Grenzen der Lesbarkeit sind glücklicherweise nicht die Grenzen unserer Welt. Aber sie sind Grenzen, an denen weiterzudenken und zu schreiben ist. Allein schon, um die Grenzen der lesbaren Welt offen zu halten.

Für solch eine Differenzkultur sucht das Zürcher Kompetenzzentrum Hermeneutik (ZKH) mit dem vorliegenden Band ein weiteres Beispiel zu geben (vgl. www.unizh.ch/hermes). Die Beiträge sind entstanden anlässlich einer Tagung des ZKH vom 19.-20. November 2004 unter dem Titel ‚Genese und Grenzen der Lesbarkeit‘.

Zu danken ist dementsprechend allen Autoren und Autorinnen. Zu danken ist vor allem Cécile Rupp für die sorgfältige Erstellung des Manuskripts und Arnd Brandl, dem Koordinator des ZKH, für seine Mithilfe bei der Drucklegung. Zu danken ist auch dem Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie (IHR) an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich für die Unterstützung. Zu danken ist schließlich dem Verlag Königshausen und Neumann für die Aufnahme des Bandes in die Reihe ‚Interpretation Interdisziplinär‘. Zuletzt und nicht am wenigsten ist dem Zürcher Universitätsverein zu danken für die Unterstützung der Drucklegung.

Zürich, im Sommer 2006
Philipp Stoellger

Inhalt

Vorwort	V
PHILIPP STOELLGER Leselust und Lesewut Einleitende Bemerkungen zur Orientierung über die Grenzen der Lesbarkeit	1
KLAUS WEIMAR Das Wort <i>lesen</i> , seine Bedeutungen und sein Gebrauch als Metapher	21
LUTZ JÄNCKE Wie unser Gehirn liest und wie wir das Gehirn lesen	35
DANIEL HELL Nicht das Gehirn, sondern der Mensch fühlt und denkt Diagnostische und therapeutische Auswirkungen einer Sprachverwirrung in der Psychiatrie	41
JÖRG HUBER Der Anspruch auf Unlesbarkeit der Bilder und die Lesbarkeit seiner Behauptung	49
PETER RUSTERHOLZ Unlesbarkeit der Texte – Irrtum und Wahrheit der Methoden	61
MARCEL SENN Die Bewegungsfähigkeit des Interpretieren Ein Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Pädagogik der Textinterpretation in der Rechtsgeschichte	75
MIRELA OLIVA Die Lesbarkeit des Ungesagten in Gadammers Hermeneutik	95

HORST-JÜRGEN GERIGK Gibt es unverständliche Dichtung?	109
CHRISTINA REUTER „... aus Jungfern werden Bräute, und aus Lesern entstehen Schriftsteller“ Der Leseakt bei Johann Georg Hamann	123
VILLÖ HUSZAI Überlegungen zur hermeneutischen Utopie des Ganzen	141
MARIUS NEUKOM Die Lesbarkeit Robert Walsers	155
PETER FRÖHLICHER Dunkelheit und Geheimnis als poetologische Figuren Zu Mallarmés „Le Mystère dans les lettres“	173
FRANZISCA PILGRAM-FRÜHAUF Genese an der Grenze Zum ‚Akt des Lesens‘ zwischen den Zeilen	183
GÜNTER BADER Verflochtenheit Ein Versuch zur Unlesbarkeit des Gottesnamens	201
PHILIPP STOELGER Genese <i>als</i> Grenze der Lesbarkeit Über die Grenzen der Lesbarkeitsmetapher	225
Autorenangaben	251
Namensregister	257

Leselust und Lesewut

Einleitende Bemerkungen zur Orientierung
über die Grenzen der Lesbarkeit

von
PHILIPP STOELLGER

„UNLESBARKEIT dieser
Welt. Alles doppelt“.
Paul Celan¹

„In the hands of the market,
the ‚book of life‘ becomes a catalog“.
Barbara Katz Rothman²

Lesbarkeit – wovon und wozu?

Nach Lesbarkeit und ihren Grenzen zu fragen, ist nur mit Einschränkungen möglich, mit Unterscheidungen, die bereits Grenzen ziehen. In den folgenden Beiträgen wird vor allem exemplarischen *Praktiken* und auf diesem Hintergrund der *Metapher* der Lesbarkeit und deren Möglichkeiten nachgedacht werden. Daher geht es nicht allein um Probleme der Lektüre im sogenannten ‚eigentlichen‘ Sinne – die einleitend etwas bedacht werden soll –, sondern vor allem um die Tragfähigkeit und Tragweite der Lesbarkeits*metapher*. Metaphorisch wird das Lesen verwandt im Blick auf all dasjenige Mögliche und Wirkliche, das *nicht* als Text, Buch, Schriftrolle, Manuskript oder dergleichen gegeben ist.

Enger gefaßt geht es um die Lesbarkeit *der Welt*, sei sie Natur oder Kultur. Damit meldet sich ein mal latenter, mal manifester Konflikt: zwischen der Les-

¹ Paul Celan, Schneepart. In: Gesammelte Werke II, Frankfurt a.M. 1983, S. 329-415, 338. Vgl. dazu Jacques Derrida/Hans-Georg Gadamer, Der unterbrochene Dialog, Frankfurt a.M. 2004, S. 25f.

² Barbara Katz Rothman, Genetic Maps and Human Imaginations. The limits of science in understanding who we are, New York/London, 1998, S. 218.

barkeit des *liber scripturae* und der des *liber naturae* sowie – *zwischen* beiden – der Lesbarkeit des *liber culturae*, all der kulturellen Wirklichkeiten, in denen wir leben. Ob hier Konflikt herrscht, Übergänge absehbar sind oder gar eine ursprüngliche und finale Konvergenz besteht, wird erörtert werden. Wie auch immer man hier optiert, die beiden (oder die drei) Bücher spannen den Horizont auf, innerhalb dessen sich die folgenden Beiträge bewegen. Auch wenn sie nicht prästendieren, endlich all das lesbar zu machen, was bisher noch nicht lesbar gewesen sein sollte, sind sie doch ‚Relektüren‘ eines Problemfeldes, das stets neue Lese- und auch Schreibelüste zu wecken vermag. Der Fokus liegt dabei im hiesigen Zusammenhang auf den *Grenzen* der Lesbarkeit, die bei aller Metaphorik leicht ‚überlesen‘ und vergessen werden können.

Was lesbar sein soll, wie gut oder schlecht auch immer, ist geschrieben worden, wie auch immer. Bücher, Briefe, mails und pages sind in der Regel zum Lesen gemacht und deswegen mehr oder weniger lesbar. Was sich bei Texten von selbst versteht, daß sie zum Lesen gemacht sind, ist für die Welt unselbstverständlich. Denn im Blick auf die Welt könnte man seufzen: ‚Wir wissen nicht, wie wir lesen sollen‘. Da nach allem, was wir aus Antike, Judentum und Christentum wissen, die Welt nicht *geschrieben* wurde, ist sie ‚an und für sich‘ auch nicht lesbar. Sie besteht nicht aus Buchstaben, zumindest nicht nur. Erst wenn man die ganze Welt als Zeichenwelt verstünde, könnte alles, was ist, auch lesbar werden – allerdings erst, wenn diese Zeichen ‚dechiffriert‘ würden. Denn ‚als Zeichen‘ kann man zwar alles Mögliche und Wirkliche ansehen und interpretieren; lesbar sind die Zeichen dadurch noch lange nicht. Mit der ungeheuren Ausweitung zur ‚Welt als Zeichen‘ ist man schon über die Grenzen (der Metapher) der Lesbarkeit hinaus.

Zur Grenzabschreitung ist daher die Gegenfrage hilfreich: Was läßt sich (per se) *nicht* lesen, auch metaphorisch nicht? Selbst in *Texten* steht nicht zu lesen, was dort nicht geschrieben steht: etwa ‚was uns der Dichter damit sagen wollte‘. *Intentionen* eines Autors oder der Texte sind nicht gelesen, sondern allenfalls erfunden zum Zwecke der Lektüre und des näheren Verstehens. Es findet sich daher auch nicht durch die Lektüre ‚was man sich dabei denken soll‘ oder ‚wie man darauf antworten könnte‘. Alles diesseits und jenseits eines Textes wird nicht gelesen, sondern erschlossen oder erfunden, gedacht oder imaginiert. Weder Gedanken, noch Imaginationen sind lesbar – solange sie nicht ‚niedergeschrieben‘ wurden.

Wenn es in der ‚Arbeit an der Kultur‘ darum ginge, lesend Denken und denkend Lesen zu lernen, oder im fortgeschrittenen Denken sogar denkend Schreiben und schreibend Denken zu lernen, lassen sich weder Denken noch Schreiben *lesen*, auch wenn beide vom Lesen ausgehen und wieder auf es hinführen können. Lesen treibt über seine Grenzen hinaus. Mit den Metaphorisierungen des Lesens geht es ähnlich, wie der Geschichtsschreiber des Lesens, Alberto Manguel, bemerkte: ‚Zu sagen, wir lesen (die Welt, ein Buch, den Körper), reicht nicht aus. Die Metapher des Lesens bedarf ihrerseits einer anderen Metapher, muß in Bildern erklärt werden, die außerhalb der Bibliothek und doch innerhalb des Lesers liegen, so daß der Lesevorgang mit unseren an-

deren Körperfunktionen verknüpft wird. Lesen dient ... als metaphorisches Vehikel, doch um verstanden zu werden, muß es seinerseits durch Metaphern ausgedrückt werden“.³ Fängt man mit der Metaphorik einmal an, ist anscheinend keine Grenze mehr absehbar.

Leselust und Lesewut

Es gibt Leselust – mit der entsprechenden degustatorischen Metaphorik des Verschlingens, Verdauens und Wiederkäuens von Gelesenem – und die entsprechende Unlust. Mit der Lektüre zu beginnen ist meist ebenso eine Frage der Lust, wie mit ihr aufzuhören eine der Unlust sein kann. Es gibt demnach auch *affektive* Grenzen der Lesbarkeit, nicht zuletzt am Anfang und Ende einer Lektüre. Roland Barthes bemerkte einmal, daß (wohl nicht nur) jeder zweite Franzose nicht lese, die Hälfte Frankreichs also „der Lust am Text beraubt“ sei bzw. sich dessen beraube⁴. Mag man Nichtleser ‚frigide‘ nennen, wie Barthes es kritisch formuliert, die andere Hälfte jedenfalls gehört zu den mehr oder minder anonymen hermeneutischen Hedonisten.

Vielleicht könnte die Lust – die am Text, oder genauer, die am Lesen – ein hermeneutisches Kriterium sein. Das aber läßt sich nicht erwägen, ohne ihre Eskalationen und Exzesse kritisch zu bedenken. Denn diese Lust kennt wie jede andere mancherlei Ausprägungen und Steigerungen wie auch Übersteigerungen bis in die *Lesewut*, etwa die Wut, alles Mögliche zu lesen. Das führt gelegentlich zu so bekannten wie obskuren Übertreibungen. Was sich prima vista nicht lesen läßt, wird dann lesbar gemacht: Hände oder Augen, Wolken oder Blitze, Eingeweide und Vogelflug, Kaffeesatz oder Teeblätter, Katastrophen wie Glücksfälle.⁵ Was auch immer jemandem deutungsfähig und -bedürftig erscheinen mag, kann gegebenenfalls lesbar gemacht werden – wie auch immer.

So meinte Alberto Manguel: „Die Leser von Büchern ... pflegen eine Fähigkeit, die allen zu eigen ist. Das Lesen von Buchstaben auf einer Seite ist nur eine ihrer Erscheinungsformen. Der Astronom liest am Himmel in Sternen, die längst nicht mehr existieren; japanische Architekten lesen die Beschaffenheit des Grundstücks, auf dem sie ein Haus errichten wollen, um es vor bösen Geistern zu bewahren, Jäger und Naturforscher lesen die Wildfährten im Wald; Kartenspieler lesen die Gesten und Mienen ihrer Partner, bevor sie die entscheidende Karte ziehen. Ballettänzer lesen die Notierungen des Choreographen, und die Zuschauer lesen dann die Figuren des Tanzes auf der Bühne. Teppichweber lesen die verschlungenen Muster eines gewebten Teppichs, Organisten lesen mehrere simultane Stimmen, um sie zu einem orchestralen

³ Alberto Manguel, *Eine Geschichte des Lesens*, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 201.

⁴ Roland Barthes, *Die Lust am Text*, Frankfurt a.M. 1974, S. 69.

⁵ Vgl. dazu in diesem Band den Beitrag von Klaus Weimar.

Klang zusammenzuführen, Eltern lesen im Gesicht ihres Babys, um nach Anzeichen der Freude, der Angst oder des Staunens zu suchen. Chinesische Wahrsager lesen uralte Zeichen, die in den Panzer einer Schildkröte geritzt sind, Liebende lesen den Körper der Geliebten nachts im Dunklen unter der Decke. Psychologen helfen ihren Patienten, die eigenen befremdlichen Träume zu lesen; hawaiianische Fischer lesen die Meeresströmungen, indem sie die Hand ins Wasser halten; der Bauer liest am Himmel, welches Wetter zu erwarten ist, und alle teilen sie mit den Lesern von Büchern die Fähigkeit, Zeichen zu erkennen und mit Bedeutung zu füllen“⁶.

Als gäbe es nicht Bücher genug für mehr als ein Leben, wird von Lesewütigen gelesen, was das Zeug hält, und noch mehr. Wie das? Schon als Bücherleser fragt man sich gelegentlich, wie sollen wir lesen? Wie und wozu soll man dann in Händen oder im Kaffeesatz lesen? Wie ließen sich Wolken ‚vorlesen‘ oder gar ein Bild ‚buchstabieren‘? Dafür gibt es keine entsprechende Grundschulausbildung. Denn was sind die Buchstaben, was die Silben, Wörter und Sätze, wenn man in einer Hand zu lesen versucht? Gibt es die zur Lektüre gehörenden Diktate und Korrekturen oder gar Zensuren? Wer sagt einem, zu welchem Zeichen welche Bedeutung gehört? Syntax und Semantik dieser Lektüren sind ebenso dunkel wie die Grammatik und Pragmatik. Ganz abgesehen davon, daß keiner genau weiß (oder mancher nur zu genau), wer geschrieben hat, was in unserer Hand soll lesbar sein können: das Leben, die Gene, das Schicksal oder gar Gott? Man hat es mit ‚Texten‘ obskurer Herkunft zu tun, wenn man Texturen sieht, wo andere keine sehen. ‚Ich lese was, was Du nicht liest‘ ist ein Spiel mit scharfen Ausschließungen. Wer sich solch ein Vorlesen nicht gefallen läßt, muß leider draußen bleiben. Daher sind entsprechende Lektüren teils auch Geheimwissenschaften, nur Eingeweihten zugängliche und nachvollziehbare Praktiken, die sicher so geheim, wie schwerlich Wissenschaften zu nennen sind.

Die ‚alte‘ Analogie-Ontologie mit ihrer tiefsitzenden Neigung zur Allegorese lebte von der Überzeugung, alles sei voll von Sinn – und dementsprechend auch alles verstehbar, nach dem Modell des Textverhältnisses daher lesbar. Ob diese Sinngeißheit, oder in spätmodernen Zeiten die entsprechende Sinnerwartung, je erfüllt wurde, ist wohl oder übel fraglich.

Um so erstaunlicher, daß jenseits von Magie und Metaphysik auch Wissenschaftler von Lektüre sprechen, wo jeder Text- und Literaturwissenschaftler allenfalls irgendwelche Phänomene sieht, aber keine Texte. Der ‚Wille zum Lesen‘ scheint bei allem Vergehen der Analogie-Ontologie ungebrochen zu sein – in *anthropologischer Umbesetzung*⁷: „in jedem Fall ist es der Leser, der den Sinn in die Zeichen hineinliest, der einem Gegenstand, Ort oder Ereignis die Les-

⁶ A. Manguel, Eine Geschichte des Lesens, s. Anm. 3, S. 15.

⁷ Über die im folgenden sträflich ignorierte sozialgeschichtliche Dimension des Problemfeldes vgl. Jost Schneider, Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland, Berlin/New York 2004.

barkeit abgewinnt. Der Leser ist es, der einem System von Zeichen Bedeutung beimessen muß, um es zu entziffern. Wir alle lesen in uns und der uns umgebenden Welt, um zu begreifen, wer wir sind und wo wir sind. Wir lesen, um zu verstehen oder auf das Verstehen hinzuarbeiten“⁸ – meinte Manguel. Das gilt sc. nur für all die Glücklichen, die Lesen können, es gelernt haben und noch nicht wieder verlernt haben.⁹ Da noch nicht für alles das passende ‚Alphabet‘ gefunden ist, bedarf es bis auf weiteres noch diverser ‚Decodierungsarbeiten‘, um den genetischen, neuronalen, kulturellen oder sozialen Code zu entziffern – um daraufhin lesen und am Ende sogar schreiben zu können. Daß Lesen allerdings noch lange nicht Schreibenkönnen heißt, geschweige denn Verstehen, was man liest, dürfte klar sein.

Lesen – eine Metapher

So freizügig die Verwendung des Wortes ‚Lesen‘ ist, so erstaunlich unklar bleibt dabei, wie man das anstellen soll, wenn man nicht eigentlich so zu nennende Texte vor sich hat. Manguel rekurriert dafür auf einen sehr weiten Oberbegriff, dem er das Bücherlesen subsumieren kann, neben all den anderen seltsamen Lektüren. Wenn man Lesen als ‚Zeichen erkennen und mit Bedeutung füllen‘ versteht – ist es eine Form der *Interpretation*, nicht mehr und nicht weniger. Man mag zwar sprachkritisch einwenden, wie Griep: „Die Bedeutung von Lesen kann nur metaphorisch sein, da sie immer von dem abgeleitet ist, was wir jeweils darunter verstehen“¹⁰. Aber selbst wenn man dem zuzustimmen bereit wäre, wäre das noch keine Lizenz zur hemmungslosen Anwendung dieser Metapher auf alles Mögliche und Wirkliche.

Warum nur sollte man über den Umgang mit Texten hinaus von Lesen sprechen? Warum soll ‚Lesen‘ als Metapher (oder Metonymie) für jedwede Interpretation oder Deutung stehen? Weil das concretum sich besser eignet zur Bezeichnung als das abstractum? Daß das gängig ist, sei unbestritten. Daß das Probleme aufwirft, dürfte allerdings ebensowenig bestreitbar sein. Lesen

⁸ A. Manguel, Eine Geschichte des Lesens, s. Anm. 3, S. 16.

⁹ Wenn die UNESCO den sogenannten ‚funktionalen Analphabeten‘ definiert, könnte der Eindruck entstehen, es würde ein idealtypischer Bologna-Absolvent umschrieben, der durch orale Techniken und multiple-choice Prüfungen gebildet wurde: „who cannot engage in all those activities in which literacy is required for effective functioning of his group and community and also for enabling him to continue to use reading, writing and calculation for his own and the community“ (Hartmut Günther/Otto Ludwig [Hg.], Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung, New York 1994, S. 885; vgl. Bodo Franzmann u.a. [Hg.], Handbuch Lesen, Baltmannsweiler 2001 [= München 1999], S. 133f.; vgl. Peter Stein, Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens, Darmstadt 2006, S. 313ff.).

¹⁰ Hans-Joachim Griep, Geschichte des Lesens. Von den Anfängen bis Gutenberg, Darmstadt 2005, S. 10.

scheint eine so beliebte wie ‚absolute‘ (i.S. von irreduzible und unentbehrliche) Metapher zu sein für alle möglichen Formen von Deutung, Interpretation und Sinnzuschreibung. Gilt hier das rhetorische Recht auf selbstbestimmte Metonymien, als könnte ein *concretum* jederzeit für ein *abstractum* oder eine Art (der Interpretation) für alle anderen Arten genommen werden?

Hans Blumenbergs Antwort darauf war so prägnant wie unselbstverständlich: „daß Lesbarkeit eine Metapher für Erfahrung sein konnte, noch oder wieder sein könnte“, und zwar gegenüber einem szientifisch verengten Erfahrungsbegriff. ‚Die Lesbarkeit der Welt‘ wäre dann eine Horizonterweiterung des ‚naturwissenschaftlichen Weltbildes‘. Denn die *lesbare* Welt ist „Eine Metapher für das Ganze der Erfahrbarkeit“¹¹. Solch ein Sinnbegehren der Welt gegenüber, wie die entsprechende Modalität des ‚Lesbarkeit‘ des Sinns, ist eine ungeheure Metapher, die so überschießend wie riskant ist. Denn man kann nicht nur auf seltsame Holzwege geraten, wenn man ihr distanzlos erliegt, man kann auch schmerzliche Enttäuschungen erleben, wenn das motivierende Begehren nicht erfüllt wird. Die Metapher des Lesens evoziert Sinnerwartungen, die entsprechende Enttäuschungen nach sich ziehen können. Das könnte von einer gewissen Vergeßlichkeit herrühren. Denn Lesen ist nicht selten eine Metapher, von der man vergessen zu haben scheint, daß sie eine Metapher ist. Und solch ein Vergessen kann zur Erkrankung der Leser führen.

Psychopathologie der Leser

Es war Roland Barthes, der 1973 in einem kleinen Essay ‚Le Plaisir du Texte‘¹² meditierte, übersetzt als ‚Die Lust am Text‘. Darin erfindet er vier Formen lesender Triebtäter, ein kleines Bestiarium der von der Leselust Geplagten, oder der mit ihr Gesegneten: „Man könnte sich eine Typologie der Lektürelust – oder der Lustleser – vorstellen ...; sie könnte nur psychoanalytisch sein, sich auf das Verhältnis der Leseneurose zur halluzinierten Form des Textes beziehen. Dem Fetischisten würde der zerschnittene Text, die Zerstückelung der Zitate, der Formeln, der Prägungen, die Lust am Wort zusagen. Der Zwangsneurotiker genösse den Buchstaben, die sekundären Sprachen, die Metasprachen (diese Klasse umfaßte sämtliche Logophilen, Linguisten, Semiotiker, Philologen: alle, für die die Sprache *wiederkommt*). Der Paranoiker würde verzwickte Texte, wie Argumentationsreihen entwickelte Geschichten, nach Spielregeln, geheimen Zwängen aufgebaute Konstruktionen konsumieren oder hervorbringen. Was den Hysteriker angeht (der ja das Gegenteil des Zwangsneurotikers ist), so wäre er sicher derjenige, der den Text *für bare Münze* nimmt, der in die Komö-

¹¹ Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a.M. 1989, S. 1 (Klappentext) und S. 9.

¹² Roland Barthes, *Le Plaisir du Texte*, Paris 1973.

die der Sprache ohne Hintergrund und Wahrheit eintritt, der nicht mehr das Subjekt irgendeines kritischen Blickes ist und sich in den Text *hineinwirft*.“¹³

In dieser kleinen Psychopathologie des Alltagslebens von Lesern sind die ersten drei Typen wohlbekannt. Der ‚Fetischist‘ könnte ein Text- und Literarkritiker sein, der nicht befriedigt ist, bevor er in einem Text vielerlei ‚Hände‘ identifiziert hat, sein Wachstum aus Redaktionsschichten erklären kann und dafür den Text zerschneiden muß. Der ‚Zwangsneurotiker‘ wäre der klassische Text- oder Literaturwissenschaftler, der die Universitäten bevölkert und manchmal auch belebt. Der ‚Paranoiker‘ wäre derjenige, der es nicht lassen kann zu argumentieren, zu abduzieren und vielleicht sogar einen Kriminalroman zu schreiben oder wenigstens zu lesen. Wer aber wäre ein ‚Hysteriker‘? Vermutlich der von seiner Lust hingerissene Leser, dessen Lustobjekt der Text als ‚bare Münze‘ ist, ohne ein ‚Dahinter‘ und ohne ‚kritischen Blick‘. Würde ihm der Text zum gefügigen Lustobjekt? Wäre das der leidenschaftliche Bibelleser, wie etwa Hans Blumenberg, wenn er die Matthäuspassion feiert? Oder der Liebhaber Hölderlins, der sich im Tübinger Turm ganz dessen Lesung hingibt? Die Geste des ‚sich Hineinwerfens‘ in den Text ist so reizvoll wie mehrsinnig. Sie kann auch zu einer obskuren Hingabe ans Dunkle führen – an all das, was sicher kein Text ist. Die Lust an der Lesbarkeitsmetapher jedenfalls kennt auch ihre Perversionen.

Lesen – „ein ganz bestimmter Vorgang“

Wittgenstein meldete gegen die Eskalationen der Lesemetaphorik plausible Bedenken an: „Aber, lesen‘ – möchten wir sagen – ‚ist doch ein ganz bestimmter Vorgang! Lies eine Druckseite, dann kannst Du’s sehen; es geht da etwas Besonderes vor, was sich mit nichts verwechseln läßt.‘ Nun, was geht denn vor, wenn ich lese?“¹⁴ Das ist die Rätselfrage der in diesem Band versammelten Texte, die der Augustinischen Frage nach der Zeit eng verwandt ist. Fragt man danach, weiß man nicht recht zu antworten; fragt man nicht, ist einem alles klar und nur allzu vertraut. Die ‚operative Kompetenz‘ impliziert mitnichten eine ‚theoretische‘, kraft derer man sagen könnte, was man tut, wenn man liest.

So vertraut die Praxis ist – indes nur denen, die lesen gelernt haben –, so schwer ist es, sie zu beschreiben. Wittgenstein versuchte das auf seine Weise: „Ich sehe gedruckte Wörter und spreche Wörter aus. Aber das ist natürlich nicht alles, denn ich könnte ja leicht gedruckte Wörter sehen und Wörter aussprechen und es wäre doch nicht *lesen*. Auch dann nicht, wenn die Wörter, die

¹³ R. Barthes, *Le Plaisir du Texte*, s. Anm. 12, S. 93.

¹⁴ Ludwig Wittgenstein, *Eine Philosophische Betrachtung*, Werkausgabe Bd. 5, Frankfurt a.M. 1984, S. 179f.; vgl. ders., *Philosophische Untersuchungen*, Werkausgabe Bd. 1, Frankfurt a.M. 1984, S. 324 (I, §165).

ich spreche, die sind, die man von jenen gedruckten Wörtern, einem bestehenden Alphabet entsprechend, ablesen *soll*. Und wenn Du sagst, das Lesen sei ein ganz bestimmtes Erlebnis, so spielt es ja dabei gar keine Rolle, ob Du nach einer von den Menschen allgemein anerkannten Regel des Alphabets liest oder nicht. Worin besteht also das Charakteristische am Erlebnis des Lesens?“¹⁵

Daß es ein ‚Erlebnis‘ genannt wird, ist bemerkenswert, auch wenn der Ausdruck noch nach dem vorletzten Jahrhundert klingt. Lesen ist so bestimmt jedenfalls nicht nur ‚Interpretationshandeln‘, wie eine der raffiniertesten Interpretationstheorien insinuiert.¹⁶ Es ist etwas anderes als nur Handeln im Spiel, genauer ein Anderes des Handelns. Denn sonst wären Lesen und Halluzinieren dasselbe, oder vielleicht auch Lesen und Schreiben. Daß mir im Lesen etwas ‚zukommt‘, ‚entgegenkommt‘ oder auch ‚sich entzieht‘, sind Sprachfiguren für die Eigendynamik dessen, was im Lesen ‚widerfährt‘.

Von der Unwiderstehlichkeit des Lesens

Wenn wir eine Druckseite sehen, wie Sie die gerade vor Ihnen liegende, passiert etwas Besonderes, das sich von anderem ‚Wahrnehmen‘ unterscheidet.¹⁷ Was da alles geschieht, ist keineswegs suffizient geklärt – wozu es auch der Abschreitung der Grenzen dessen bedarf. Exegeten, Literaturwissenschaftler, Psychologen, Hermeneutiker, Bildwissenschaftler und mittlerweile auch die Neurowissenschaftler dürften noch einige Generationen damit beschäftigt sein, das aufzuklären. Aber eines ist auffällig klar: Hat man einen Text vor sich, in einer Sprache die man ‚beherrscht‘, *kann man nicht nicht lesen*. Was einem ins Auge fällt, kann man nicht nicht mehr wahrnehmen; und das heißt bei Texten, man kann es nicht nicht lesen. Darin zeigt sich geradezu die Sprachbeherrschung, daß sie vom Genitivus objectivus zum Genitivus subjectivus wird, zum Beherrschtsein von der Sprache. Gedrucktes vor sich zu sehen, provoziert nolens volens Lektüre (sofern man denn des Lesens mächtig ist). *Kann* man le-

¹⁵ L. Wittgenstein, Eine Philosophische Betrachtung, s. Anm. 14, S. 180.

¹⁶ So Günter Abel, Interpretationswelten. Gegenwartsphilosophie jenseits von Essentialismus und Relativismus, Frankfurt a.M. 1993.

¹⁷ Vgl. L. Wittgenstein, Eine Philosophische Betrachtung, s. Anm. 14, S. 181f.: „Dahingegen ist aber freilich eine Gleichförmigkeit im Erlebnis des Lesens einer Druckseite! Denn der Vorgang ist ja ein gleichförmiger. Und es ist ja leicht verständlich, daß sich dieser Vorgang unterscheidet von dem etwa, sich Wörter beim Anblick beliebiger Striche einfallen zu lassen. Denn schon der bloße Anblick einer gedruckten Zeile ist ja ungemein charakteristisch, d.h., ein ganz spezielles Bild: Die Buchstaben alle ungefähr von der gleichen Größe, immer wiederkehrend; die Wörter, die sich zum großen Teil ständig wiederholen und uns unendlich wohlvertraut sind, ganz wie wohlvertraute Gesichter. – Denke an das Unbehagen, das wir empfinden, wenn die Rechtschreibung eines Wortes geändert wird (und an die noch tieferen Gefühle, die Fragen der Schreibung von Wörtern in manchen Menschen aufgeregt haben).“

sen, sind Buchstaben und Texte *unwiderstehlich*. Man mag zwar seine Augen verschließen können; fällt einem aber Text ins Auge, kann man dessen Lektüre gar nicht verhindern. Was man kann, kann man nicht lassen, wenn einem Buchstaben ins Auge fallen – trotz aller Redundanz.

Diese seltsame Unwillkürlichkeit, mit der das Lesbare der Intentionalität gleichsam vorausseilt, bemerkte auch Wittgenstein: „Da möchte ich sagen, ‚die gesprochenen Wörter *kommen* in besonderer Weise‘. Nämlich sie kommen nicht so, wie sie kämen, wenn ich sie zum Beispiel ersänne. Sie kommen von selbst. Aber auch das ist nicht genug; denn mir können ja allerlei Wörter *einfallen*, während ich auf die gedruckten schaue, und ich habe diese damit doch nicht gelesen. Da könnte ich noch sagen, daß mir die gesprochenen Wörter auch nicht so einfallen, als erinnerte mich zum Beispiel etwas an sie. Ich möchte zum Beispiel nicht sagen: ‚Das (gedruckte) Zeichen ‚nichts‘ erinnert mich immer an den Laut ‚nichts‘. Sondern die gesprochenen Worte schlüpfen beim Lesen gleichsam herein. Ja, ich kann ein gedrucktes Wort – wenn ich die Druckschrift kenne – gar nicht ansehen, ohne einen eigentümlichen Vorgang des inneren Hörens des Worts“¹⁸. Ob das ein ‚inneres Hören‘ sei, mag man bezweifeln (wie Wittgenstein selber in Kritik Augustins). Aber daß die Worte ‚gleichsam hereinschlüpfen‘, ist eine gelungene Metapher für die Eigendynamik im Lesen.

„Wir können gar nicht anders: Das Lesen ist wie das Atmen eine essentielle Lebensfunktion“¹⁹ – meinte Manguel. Ob man so emphatisch werden sollte? Das könnte auch zu einer Verwechslung von Lesewelt und Lebenswelt führen, als würden wir vor allem im Lesen leben, gar vor allem *vom* Lesen leben. Daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern vom Wort, hat eine deutlich bestimmtere Pointe – die man nicht auf alles Lesen übertragen kann, ohne sie zu verspielen. Aber die Unwiderstehlichkeit des Lesens macht einen gravierenden Unterschied im Verhältnis zu allem Anderen, was angeblich ‚gelesen‘ werden können soll. Denn Wolken, Kaffeesatz und Gesichter zu lesen, ist alles andere als unwillkürlich und unwiderstehlich.

Leser Werden

Sich dem Lesbaren ‚überlassen‘ wäre eine Wendung, die Roland Barthes ‚hysterischem‘ Hinweinwerfen in den Text entsprechen könnte, wenn auch etwas weniger pathologisch. Halb zog er ihn, halb sank er hin, wäre eine klassische Variation auf das Verhältnis von Text und Leser. Von dem ‚wollüstigen‘ Hingeben Barthes‘ zum klassisch moderierten Hinsinken ist es allerdings ein weiter Weg. Das Spektrum an Lesegesten und -lüsten ist entsprechend reich und viel-

¹⁸ L. Wittgenstein, Eine Philosophische Betrachtung, s. Anm. 14, S. 180.

¹⁹ A. Manguel, Eine Geschichte des Lesens, s. Anm. 3, S. 16.

fältig. Wie auch immer der einzelne ‚Leseakt‘ vonstatten gehen mag, er *wird* geführt vom Gelesenen, auch wenn sich der Leser für den Anführer halten mag. Und das scheint einen gravierenden Unterschied zu machen zur Lesehysterie, die alles Mögliche lesen zu können glaubt.

Wittgenstein meinte: „Ich kann zwar sagen, wer liest, werde von den Buchstaben geführt; und wer einen Satz sagt und dabei jener Reihe von Schnörkeln entlang schaut, werde nicht geführt. Dies ist eine Erklärung für den, der den Ausdruck, von Buchstaben geführt werden‘ versteht, ehe er das Wort ‚lesen‘ versteht“²⁰. Man mag an ein Kleinkind denken, das an die Hand genommen und geführt wird, ohne noch den Ausdruck des ‚Geführtwerdens‘ zu verstehen. Darin zeigt sich exemplarisch ein Moment des Passiven im Lesen, wie er bereits in der Unwillkürlichkeit anklang und im Unterschied zum Halluzinieren merklich wird.

Die Trope des ‚Geführtwerdens‘ insistiert auf der irreduziblen Alterität des Gelesenen, das nicht einfach ein gefügiges Lustobjekt aller Lese(r)lüste ist. Darauf zu bestehen, ist eine der Bedingungen für die Auslotung der *Grenzen* der Lesbarkeit. Die jedoch werden je nach Perspektive und Phänomen unterschiedlich bestimmt. Insofern ist die Lesbarkeitsmetapher ein exemplarischer Topos, ein Gemeinplatz, auf dem ein Agon um die eigene Lektüre und die der Anderen ausgetragen wird, intra-, inter- und transdisziplinär. Dafür dürften die folgenden Beiträge prägnante Beispiele sein.

Der Zusammenhang der Beiträge

Klaus Weimar handelt zur Eröffnung der Themenstellung in aller Präzision über „Das Wort *Lesen*, seine Bedeutungen und sein Gebrauch als Metapher“. Sei die Welt oder die Natur ein ‚Buch‘ – was soll dann diese Metapher bedeuten? Und was mag das ‚Lesen‘ dieses Buches meinen? Um die Metapher zu verstehen, bedarf es der Bestimmung des Gebrauchssinns von ‚Lesen‘, um diejenigen Merkmale zu identifizieren, die zur Übertragung Recht und Anlaß geben. Die optische Wahrnehmung eines Objekts als Zeichen und dessen ‚mentale‘ Verarbeitung nach spezifischen Regeln – wie er das Lesen bestimmt – sind zwar alles notwendige Bestimmungen. Würden allerdings für vielerlei Interpretation passen, nicht nur für das Lesen. Und eben diese Unterbestimmtheit wäre ein mehr oder weniger guter Grund, Lesen als *pars pro toto* aller Interpretation zu nehmen. Angesichts dessen schreitet Weimar allerlei Verwendungen von ‚Lesen‘ ab, die deutlich jenseits des bestimmten Gebrauchssinns liegen, aber nicht weniger üblich sind, etwa das Lesen von Karten, Wolken, Genen, Landschaften, Filmen oder Kulturen. Gemeint ist dabei merklich nicht ein *bestimmtes Lesen*, sondern „*auf Bedeutendes und Unbedeutendes hin wahrnehmen*“ oder „*verstehen, erkennen, interpretieren, deuten*“. Der Mehrwert der Lese-

²⁰ L. Wittgenstein, *Eine Philosophische Betrachtung*, s. Anm. 14, S. 180.

metapher bestehe in dem pragmatischen Effekt einer „Überraschung, Verfremdung, Eröffnung neuer Perspektiven“.

Was man ‚früher‘ Interpretieren oder Erklären genannt hätte, werde in den Wissenschaften (zu?) oft Lesen genannt, um die anscheinend zu theoretisch klingenden Ausdrücke zu vermeiden. In dieser Funktion erscheint Lesen dann als „Vermeidungsvokabel“, die verpönte Ausdrücke zu ersetzen erlaube. Dabei werde die Metaphorizität abgeschattet und deshalb – so Weimars metaphernkritische Spitze – handle es sich (wann genau?) um eine Erschleichung, die die buch- oder textspezifischen Regeln insinuiere, ohne deren Bestimmtheit und Gültigkeit zeigen zu müssen. *Wenn* allerdings Lesen in diesem Sinne für Interpretieren stünde, dann – so werden Metaphoriker einwenden – sei das ein Prägnanzgewinn, statt nur eine „unnötige Homonymie“. Ob die Metapher sinnvoll verwendet wird und ob deren Verwendung sinnvoll gelesen wird – sind Grenzen der Lektüre, die sich nicht mehr semantisch bestimmen lassen, sondern nur im Vollzug einer Lektüre, auch der der Lesbarkeitsmetaphorik. Diese Öffnung der Lektürelizenz ist allerdings an ein Metapherbewußtsein gebunden, wie es Weimar expliziert.

Zur naturwissenschaftlichen Präzisierung der spezifischen Bedeutung des Lesens klärt *Lutz Jäncke* „Wie unser Gehirn liest und wie wir das Gehirn lesen“. Der Anspruch ist demnach, den Lesevorgang (welchen genau?) neurowissenschaftlich aufzuklären – und darüber hinaus die Neurowissenschaft als ‚Lesen‘ des Gehirns metaphorisch zu verstehen. Für das Letztere riskiert Jäncke, eine reflexive Wende der Neurowissenschaften zu fordern: „nicht bloß die Hirne anderer unter den Scanner zu legen, sondern auch ‚den eigenen Kopf zu benutzen““. Wie aber genau die ominösen ‚bildgebenden Verfahren‘ mit Lektüre einhergehen, dürfte weiterer Klärung so fähig wie bedürftig sein. Denn werden Bilder ‚gelesen‘? Bildwissenschaftler jedenfalls, nicht zuletzt Gottfried Boehm, insistieren auf der *iconic difference*, d.h. daß Bilder eben *nicht* ‚gelesen‘ werden, weil sie keine Figuren der Lexis, sondern der Deixis seien. Wenn Jäncke indes darauf beharrt, „unser Gehirn ist letztlich alles, was wir sind“, könnte von Lektüre nur noch in sehr eingeschränkter Weise die Rede sein. Statt Metapherneskalation ergäbe sich ein Kollaps der Lesemetapher. Denn was und wozu sollte ein ‚Hirn im Tank‘ noch lesen?

Demgegenüber entfaltet *Daniel Hell* die These „Nicht das Gehirn, sondern der Mensch fühlt und denkt“. Sprache wie der Umgang mit ihr im Lesen sei keine Funktion des Gehirns, sondern von Personen (und Gesellschaften). Der Mensch, also mit Leib und Seele, kann man ergänzen, ist das Subjekt und subiectum von Sprache und Lektüre. Ohne Leib kein Lesen, wäre die Verdichtung dessen. Hells Kritik richtet sich dementsprechend gegen zeitgenössische Neurowissenschaftler, sofern sie zu unterstellen (scheinen), das Hirn sei der Inbegriff der Realität. Kritisiert wird so auch die Sprache der Neurowissenschaften, die mehr als nur eine ‚*façon de parler*‘ ist, ein Reduktionismus, in dem vom Lesen im leibhaftigen Sinne nicht mehr die Rede sein könnte. Es bliebe

allenfalls eine schwache Metapher ohne ihren üblichen Wortsinn übrig. Wie, womit und zu welchem Ende aber die Psychater und Psychotherapeuten ‚lesen‘ und wie Krankheiten ‚gelesen‘ werden könnten – oder auch nicht – bleibt weiterer Klärung bedürftig.

Blieb bei Lutz Jäncke fraglich, inwiefern die Bilder der ‚bildgebenden Verfahren‘ Gegenstand des Lesens sein können, und wurde von Daniel Hell deren intrinsischer Reduktionismus kritisiert, so erörtert *Jörg Huber* den „Anspruch auf Unlesbarkeit der Bilder und die Lesbarkeit seiner Behauptung“. Inwiefern sind Bilder drastische Exempla für die Grenzen der Lesbarkeit? Werden Bilder funktionalisiert und instrumentalisiert, können sie als Darstellungsmedien dienen, die – metaphorisch – gelesen werden können. Der wissenschaftliche Gebrauch in bildgebenden Verfahren ist ein Beispiel dafür, daß Bilder auch die Visualisierung von Daten zum Zweck eingängiger ‚Lesbarkeit‘ sein können. Das Bild als symbolische Form hingegen, wie es in den Künsten vor Augen steht, entzieht sich diesem Zugriff immer wieder. Man kann es zwar einhegen durch wissenschaftliche Kontextualisierung, bleibt dabei aber diesseits der nicht im Lesen aufgehenden Bildlichkeit. ‚Vor dem Bild‘ wird nicht gelesen, ist die negatorische Geste der Bildkritik gegenüber Semiotik und Ikonographie. In diesem Sinne argumentiert Huber mit Boehm und Jean-Luc Nancy für die ikonische Differenz, die einen eigenen und anderen Umgang als den der ‚Lektüre‘ fordert. Denn diese Differenz „markiert ein Geschehen im Bild oder des Bildes, das die Grenzen der Lesbarkeit auch im übertragenen metaphorischen Sinn bezeichnet ... Im Differenz-Geschehen manifestiert sich der Anspruch des Bildes auf Unlesbarkeit“. Um diese Differenz zu bestimmen und darzustellen, bedarf es allerdings der lesbaren Argumente – wie sie Huber entfaltet. Insofern ist die ästhetische Theorie ein Lesbarmachen dessen, was nie durch Lektüre gegeben sein kann.

Mit der Kritik von Semiotik und Ikonographie im Zeichen der Bildwissenschaft ist eine Differenz markiert, die offen läßt, wie sich die Semiotik ihrerseits zur Lesbarkeit und ihren Grenzen verhält. Dazu erörtert *Peter Rusterholz* die „Unlesbarkeit der Texte – Irrtum und Wahrheit der Methoden“, und führt damit texttheoretisch aus, was ‚Unlesbarkeit‘ heißen kann, diesseits des Bildgebrauchs. In Unterscheidung von Sach- und literarischem Text ergeben sich verschiedene Aspekte von ‚Lesbarkeit‘. Dem literarischen Text ist genuin zu eigen, eine primäre Lesbarkeitserwartung zu enttäuschen, um im Gegenzug eine andere, neue Lesbarkeit zu eröffnen. Damit ergibt sich – den Textformen und Leserhaltungen entsprechend – eine Ausdifferenzierung des Sinns von ‚Lesbarkeit‘. Wenn Lektüre auf eindeutige Aussagen zielt, wird sie literarische Texte für unlesbar halten, und in Überschreitung der Grenzen *dieser* Lesbarkeit(erwartung) besteht die Arbeit des Verstehens in dem Entwerfen anderer Lektüren mit anderen Erwartungen. Wie sich das exemplarisch vollzieht, zeigt Rusterholz u.a. an Kafkas ‚Von den Gleichnissen‘. Daraus ergibt sich eine ori-

entierende Differenz im Sprachverständnis: Sprache als Substanz oder als Bedeutungspotential zu begreifen. Die Unlesbarkeit im negativen Sinne resultiert so gesehen aus einem ‚substantialistischen‘ Sprachverständnis und der entsprechenden methodischen Einstellung – die von Literatur enttäuscht werde, um das Verstehen über die Grenzen dieser Lesbarkeit hinauszuführen.

Wie diesseits von literarischen Texten eine methodische Einstellung und Lesbarkeitserwartung produktiv und nicht-substantialistisch gewendet werden kann, zeigt *Marcel Senns* Erörterung über „Die Bewegungsfähigkeit des Interpreten. Ein Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Pädagogik der Textinterpretation in der Rechtsgeschichte“. Darin geht es im Grunde um das Verstehen von Geschichte unter dem Aspekt des Rechts und vice versa, um ein Verstehen von Recht in seiner Geschichtlichkeit. Das Beispiel der rechtshistorischen Quellen problematisiert im Zuge dessen auch die Differenz von Wissenschaft und Literatur; wobei Senn im Unterschied zu Rusterholz *beide* auf ihre Funktion festlegt, eine Aussage zu übermitteln und sie als Text aufzuzeichnen. Das mag der Preis seiner Methodik sein. Die Rechtstexte bilden insofern einen besonderen Fall der Hermeneutik, als sie aufgrund ihrer Abstraktheit im Gebrauch stets interpretationsbedürftig und auf Interpretation angelegt sind. Senn seinerseits entwirft einen Ansatz, der zwischen Texttheorie und Gadammers Hermeneutik zu vermitteln sucht. „Der Textualität der Mitteilungen als solcher kommt eine besondere Funktion neben den inhaltlichen Botschaften selbst zu“. Das eröffnet der Rechtswissenschaft sicher ebenso einen neuen Horizont, wie es die Literaturwissenschaften um einen fremden Verwandten bereichert.

Als Entgegnung auf Peter Rusterholz und Weiterführung von Marcel Senn läßt sich *Mirela Olivas* Beitrag lesen über „Die Lesbarkeit des Ungesagten in Gadammers Hermeneutik“. Das im Gesagten mitgesetzte Ungesagte ist ein Grenzfall des Lesbaren, prima vista unlesbar, ‚zwischen den Zeilen‘ aber mitzulesen. Die Endlichkeit des Gesagten und die Unendlichkeit des Ungesagten seien in der Einheit des Sinnes zusammengehalten. Dieser umfassende Horizont erlaubt es, von der „Lesbarkeit des Ungesagten“ zu sprechen – was die Rückfrage provoziert, wie Lesbarkeit hier zu verstehen sei. Zur Beantwortung dessen rekurriert Oliva auf Gadammers Verständnis des Lesens „als Welterfahrung“. Lesen sei nicht nur ein Entziffern, sondern ein Mitvollzug der Leiblichkeit der Sprache im Hören als Wahrnehmung von Klang und Zeitlichkeit. In diesem Ereignis von Präsenz werde das Ungesagte hörbar in der Gleichzeitigkeit mit dem Gesagten. Das zeigt Oliva an Gadammers Celanlektüre. Dieses Paradigma einer nichtinstrumentellen Sprache zeige die Hörbarkeit und Lesbarkeit des Ungesagten, das im Sinngeschehen Welt eröffne. Wie Hermes von den Göttern keinen Text zur Übermittlung erhielt, also nicht eine Botschaft mitteilen soll, so sei die Hermeneutik keine Informationsermittlung, sondern „eine freie Sprachbewegung“, deren Freiheit im Ungesagten gründet. Lesbar-

keit bekommt hier einen Hintersinn der Gewärtigung des Offenen, jenseits des vorgefaßten Erwartungshorizontes.

Daran schließen die poetologischen Erörterungen von *Horst-Jürgen Gerigk* an unter der Frage „Gibt es unverständliche Dichtung?“. Seine pointierte These ist, daß es der Dichter sei, der ‚Lesbarkeit der Welt‘ „in ausgezeichneter Weise herstellt“, indem er Verständlichkeit zur Sprache bringe. Das entsprechende Motto leiht Gerigk sich von Hölderlin: „Was bleibet aber, stiften die Dichter“. Denn *sie* seien es, die das Verständliche stiften. Daraus resultiert eine Inversion der Üblichkeiten. Dichtung sei kein Exemplum von Unlesbarkeit und Unverständlichkeit, sondern wie in Hölderlins ‚Friedensfeier‘ gerade von unbegrenzter Lesbarkeit und Verständlichkeit. Diese Entschränkung besetzt allerdings die Bedeutung von ‚Lesbarkeit‘ kritisch um. Während die ‚mala‘ Krankheit, Tod und Böses unverständlich und unlesbar bleiben, schaffe der Dichter als ‚kleiner Schöpfer‘ Sinn-Entwürfe, die Lesen und Verstehen eröffnen. Leibniz‘ Seinsgrundfrage wandelt sich daher in eine Sinngrundfrage: „Warum gibt es überhaupt so viel Verständliches und nicht viel mehr Unverständliches?“ So zu fragen, hat allerdings die Voraussetzung, Verständlichkeit näher zu bestimmen: einerseits als die der innerfiktionalen Sachverhalte (eines literarischen Textes), andererseits mit ‚Kunstverstand‘ als die der gedanklichen Anlage eines Werkes. Diese „poetologische Differenz“ wird gemacht und zusammengehalten vom (verständigen?) Leser. Die starke, transzendente These lautet dann: „Dichtung ist zu absoluter Verständlichkeit fähig, weil sie ihrer Natur nach die Bedingungen der Möglichkeit von Verständlichkeit selber ins Werk setzt“.

Wie eine Probe auf Gerigks Exempel läßt sich *Christina Reuters* Text verstehen „... aus Jungfern werden Bräute, und aus Lesern entstehen Schriftsteller“. Der Leseakt bei Johann Georg Hamann“. Sprache ist für ihn maßgeblich Gespräch, ursprünglich zwischen Gott und Mensch in der Schrift wie in der Natur als Text Gottes. Hamann bestimme seine Schriftstellerei als *imitatio Dei*. Die Konvergenz beider Bewegungen (Gottes zum Menschen und des Schriftstellers seinerseits) wird vom Theorem der ‚Kondenszendenz Gottes‘ getragen. Die Inkarnation gilt ihm als Modell des Verhältnisses von Autor- und Leserschaft. Der Leser bedürfe dann der Demut zur Erkenntnis des Gelesenen ‚aus Liebe‘ (statt aus Selbstliebe), worin er sich der offenen Rezeption preisgebe (wie Gott in der Inkarnation). Dieses Moment der Rezeption im Lesen führe zum Antworten des Lesers auf das Gelesene – auf daß, wie eingangs vorgestellt, aus Lesern Schriftsteller werden. Untergründig ist hier die christologische Figur der ‚*communicatio idiomatum*‘ wirksam, dem Eigenschaftstausch von Gott und Mensch in der Person Christi: hier als Eigenschaftstausch (oder –gemeinschaft) von Autor und Leser. So verstanden wird das Beziehungsgeschehen der Lektüre zur (versöhnenden?) Vergemeinschaftung von Autor und Leser.

Kritisch demgegenüber entfaltet *Villő Huszai* ihre „Überlegungen zur hermeneutischen Utopie des Ganzen“. Die maßgebliche Grundfigur der Hermeneutik, der hermeneutische Zirkel, mache das Verstehen von Ganzheit abhängig – und darin liege ein Problem. Denn das hermeneutische Ganze sei schwer faßbar, zumal in seiner untergründigen Einheit mit dem Guten bzw. dem Göttlichen. Diese Einheit gründe letztlich in der theologischen Herkunft der Hermeneutik und werde daher jenseits dessen problematisch. Das zeigt Huszai in ihrer Lektüre von Droste-Hülshoffs ‚Die Judenbuche‘. Deren kriminalistischer Plot sei keine bloße Wiederholung der Utopie des Ganzen im Besonderen, sondern – so liest Huszai ‚böseartig‘, oder etwas dekonstruktiv – annulliere die erwartete Einheit vielmehr. Ohne Erkenntnisfortschritt und ohne Rekurs auf das Gute und Transzendente werden hier Lesbarkeitserwartungen enttäuscht (exemplarisch in der ‚Lumpenmoises-Passage‘). Es bleibt ‚nur‘ ein neues, künstliches, innerfiktives Ganzes, das allenfalls seitens der totalisierenden Lesbarkeitserwartung in einem hermeneutischen Zirkel integriert werden kann, aber nicht (mehr) muß. Für die Hermeneutik ergäbe sich anhand dieses Beispiels die Perspektive, ohne Zirkel und Ganzes dennoch zu lesen und zu verstehen. Nur daß dieses fragmentierte und offene Lesen nicht zu den gewohnten und erwarteten Ergebnissen führen kann.

Ein verwandtes Beispiel dafür erörtert *Marius Neukom* in seinen Ausführungen über „Die Lesbarkeit Robert Walsers“. Walser ist für die Frage nach den Grenzen der Lesbarkeit besonders disponiert, weil die Unlesbarkeit zu seinem poetologischen Konzept gehörte – nicht auf Lesbarkeit aus zu sein. Der Anfang seines „‚Räuber‘-Romans“ exponiert das exemplarisch. Die Erzählstrategie fordert vom Leser die Arbeit der Lesbarmachung und evoziert darin eigene Phantasien und Selbstlektüre. Erst auf diesem Umweg kann sich dann der Genuß des Lesens einstellen in unhintergebar individueller Lektüre. Im Laufe der Rezeption dieses Textes ergeben sich daraus allerdings unvermeidlich konfigrierende Lesarten, die zum Streit zwischen Rezensenten und Herausgeber führen können. Wenn letzterer den Lesern eine Lektüeranleitung an die Hand gibt, ist das eigentümlich paradox. Folgte man der, läse man dann noch Walser, oder doch ‚nur‘ dem Herausgeber entsprechend dessen Anleitung? Vergleichbares zeigt sich auch an dem Mikrogramm ‚Beiden klopfte das Herz‘, über dessen Lektüren Neukom eigene ‚Leserforschung‘ betrieben hat, um die Lesarten zu typisieren und analytisch auszuwerten. Die Texte Walsers verstellen die Lesbarkeit durch kalkulierte Zusammenhangslosigkeit und Verstrickungen zwischen Erzählen und Erzähltem, mit der Folge, den Leser vor die Wahl zu stellen, nicht oder dennoch zu lesen. Leseerschwerung zur Individuation (in) der Lektüre wäre der pragmatische Effekt zu umschreiben – ohne daß diese Provokation durch den unlesbaren Text aufzulösen oder aufzuheben wäre in einer finalen Beruhigung.

„Dunkle Dichtung“ hat Tradition, die sich in der Moderne vor allem auf Mallarmé gründet. Das führt *Peter Fröhlicher* aus in seinem Text „Dunkelheit und Geheimnis als poetologische Figuren. Zu Mallarmés ‚Le Mystère dans les lettres‘“. Statt etwas Bestimmtes zu zeigen, solle der Dichter lediglich andeuten, nicht ohne elitäre Geste. Dunkelheit sei indes nicht dem Text zuzuschreiben, sondern allenfalls dem Leser, der sich dem evozierten Erahnen (*deviner peu à peu*) nicht öffne. Nicht das Dunkle, sondern das Geheimnis sei für die Poesie (der Symbolisten) maßgeblich und Grund der Grenzen der Lesbarkeit. Dem instrumentellen Sprachgebrauch entgegengesetzt wird die Poesie zur verhüllenden Darstellung, um den oberflächlichen Leser fernzuhalten. Dieselbe esoterische Differenz scheidet nicht nur die Leser, sondern auch ‚gute und schlechte‘ Dichtung. Das ‚Stammeln‘ der guten ist kein Unvermögen, sondern eine „ästhetische Konfiguration“, die eine besondere „Wahrnehmungskompetenz“ erfordere, die sich über die alltägliche Sprache hinauswagt. Die metaphorische Darstellung (gegenüber bloß äußerlich so erscheinender *obscuritas*) inszeniert ihre eigene Grenze indirekt im ‚Weiß‘, das den Wörtern auf einer Seite vorausgeht, folgt und sie umgibt. Das primäre Weiß ist noch Unberührt-heit und Unvoreingenommenheit. Dasjenige am Schluß des Lesens hingegen sei nicht beliebig, sondern bestimme und ‚beglaubige das Schweigen‘, das sich darin zeige. „Im Weiß der Seite erscheint der geschriebene Text als ein zerstreuter Bruch“. Die Lektüre solch einer ästhetischen Konfiguration ist nicht durch einen „hermeneutischen Algorithmus“ zu bewältigen, sondern eine offene Arbeit der Bestimmung des erahnten Geheimnisses. Daß dies eine „magisch geprägte Praxis der ‚divination‘“ genannt werden kann, dürfte konsequenterweise nur dem dunkel erscheinen, der hier nichts erahnte.

Diesen Grenzen der Lesbarkeit in der Gestalt und den Grenzen des Textes geht auch *Franziska Pilgram-Frühauf* nach in ihrem Text „Genese an der Grenze. Zum ‚Akt des Lesens‘ zwischen den Zeilen“. Wo und wie Schweigen ‚lesbar‘ werden kann und was dann Lesen heißen sollte, erörtert sie ausgehend von Wolfgang Iser's ‚Akt des Lesens‘. Seine Theorie der ‚Leerstellen‘ im Text ermögliche es, ‚leere Stellen‘ im Text zu verstehen als kommunikatives Angebot des Textes. Das Beispiel dafür ist Erich Gomringers Text vom ‚schweigen‘. Diese Erwägungen zielen darauf, ob und wie solch ein ‚Schweigen‘ den Leser herausfordert – das Schweigen zu brechen oder einzustimmen? Die Weiße des Textes, zwischen den Zeichen ‚schweigen schweigen schweigen‘ bildet eine irritierende Leerstelle (im wörtlichen Sinne), in der anscheinend anders geschwiegen wird als in den Zeichen. Pilgram-Frühauf's Lesart dessen entdeckt eine wechselseitige Angewiesenheit von Sprache und Schweigen, so daß „die Worte als Rahmen für das Schweigen oder das Schweigen als Rahmen für die Worte“ gelesen werden könne(n). Wie es keine Sprache ohne Schweigen gebe, so auch umgekehrt kein Schweigen ohne Sprache. Die Lesbarkeit, so könnte man folgern, zehrt von einer (stets produktiven?) Unlesbarkeit. Schlicht gesagt sind die Leerstellen des Textes irritierend, näher besehen provozieren sie Lektüre und darin Lesbarmachung. Aber wird damit das Paradox

der Leerstelle entparadoxiert? Mit Niklas Luhmann und Peter Fuchs insistiert Pilgram-Frühauf auf der Irreduzibilität des „Schweigens ohne Anschlußfähigkeit“ – um schließlich die „Undefinierbarkeit Gottes“ in diesem offenen Horizont zu lesen.

Diesen ‚höchsten Punkt‘ der Grenzen der Lesbarkeit schließlich nimmt Günter Bader in den Blick unter dem Titel „Verflochtenheit. Ein Versuch zur Unlesbarkeit des Gottesnamens“. Die Grundfigur seiner Orientierung, die ‚Verflochtenheit‘, übergreift die Opposition Lesbarkeit und Unlesbarkeit und entwirft so eine (dialektische?) Vermittlung des Gegensatzes. Was Verflochtenheit näher besagen kann, führt Bader anhand des ‚Namens‘, von ‚Texten‘ und von ‚Erfahrung‘ aus. Der Gottesname, das Tetragramm, ist Schrift im *liber scripturae*, also *leserlich*, nur damit diesseits der thematischen (metaphorischen) *Lesbarkeit*. Unlesbar ist er im literalen Sinn, der mit textlichen Mitteln dargestellt wird. Das Tetragramm stört und hemmt die Lektüre. Die alttestamentlich durchgängige grammatische Lesestörung (Unlesbarmachung des Namens) ist von deren Poetik im Psalter unterscheidbar. An der Versstruktur von Ps 29 zeigt sich, wie jede Zeile im Zentrum den Gottesnamen trägt, dessen vertikale Reihe die horizontale kreuzt. Die Verflochtenheit wird in diesem Grenzfall zur Verknotung.

Diese Gravitationskraft des Namens stört und verstört den Text. Wenn aber mit Roland Barthes und Erika Greber die Textartigkeit des Textes seine ‚Textilität‘ sei, ist Ps 29 exemplarisch Text als Gewobenes. Die Differenz von Flechten und Weben berührt die von theologischen und nichttheologischen Texttheorien. Dem Wortflechten geht Bader mit Greber und Jakobson am ‚Lobpreis Sivilans auf den hl. Sava‘ nach, um eine ‚arabeske Buchstabenverflechtung‘ vor Augen zu führen – in der die Unlesbarkeit des Gottesnamens verdichtet erscheint. Der poetische Text habe nach Jakobson seine Eigenart im „Wort als Wort“ in der Spannung von Metonymie und Metapher. Diese Zweiachsigkeit entfalte die Struktur von Ps 29. Für die Verflochtenheit des Textes folge, sie sei um so dichter, als der Name in ihn ein falle. Je mehr er sich zurückziehe, desto stärker hingegen sei die Verwobenheit. Das bezeichnet zweierlei Grenzen der Lesbarkeit von Texten, die in Aphasie und ‚Logorrhoe‘ ihre Entsprechungen finden.

Wie aber steht es um die Lesbarkeits*metapher*? Sie beziehe sich auf das *liber experientia* und damit auf die Verflochtenheit der Erfahrung. Hier schließt Bader an Ernst Cassirer an, der die ‚Erscheinungen buchstabieren‘ wollte, ‚um sie als Erfahrungen lesen zu können‘. So werde seine Phänomenologie der Wahrnehmung zu einem metaphorischen Lesen – des Sinnes als Sinn (in der Dialektik von Sinn und Sinnlichkeit). Bei aller Prägnanz der Metapher treibe diese Bewegung der Phänomenologie hin auf „eine göttliche Einheit vor jeglicher Differenz“. Zwischen dieser Indifferenz und der Metapher stehe der göttliche Name – in all seiner lesbaren Unlesbarkeit und unlesbaren Lesbarkeit.

Grenzen – im Vorgriff

Die Grenzen der Lesbarkeit erscheinen nach diesen einleitenden Andeutungen vielfältiger, als es *prima vista* erscheinen mag: *vor* der Lesbarkeit ist Unlesbarkeit wie die Weiße des Blattes; *neben* der Lesbarkeit bleibt sie präsent wie zwischen Zeilen und Zeichen, und *nach* der Lektüre bleibt sie weiterhin – bis in den Anfang und das Ende, den Namen Gottes. Im Lesbaren ist Unlesbarkeit hartnäckig präsent, als wäre das Unlesbare das stets mitgesetzte Andere der Lesbarkeit.²¹

Die Grenze der Lesbarkeit wird dabei stets durch ihre diachrone *Genese* mitbestimmt, die die Genese der Schriftlichkeit ist. Jan Assmann erklärte: „So hat Schrift die Welt verändert. Sie hat Grenzen überschritten und Grenzen gezogen“²². Ob das allein für *die* Schrift gilt, oder generell für die *Schrift*, sollte keine schlechte Alternative bilden.

Die paradoxe Einheit von Grenzüberschreitung und -ziehung gilt *ceteris paribus* auch für laterale bzw. synchrone Verhältnisse. Nachdem die ausgedehnten Forschungen zum Verhältnis von Oralität und Literalität das übliche Modell einer Sukzession oder Stufenlogik abgelöst haben durch Modelle der Kopräsenz (oder ‚Kohabitation‘)²³, sind entsprechende Übertragungen der Praktiken und Schematisierungen der Literalität auf die Oralität einsichtig geworden. Die Grenze der Lesbarkeit ist in dieser Hinsicht nicht ihre Genese, sondern ihr *Anderes*, diejenigen Kontexte, in denen *nicht* gelesen wird, sondern gesprochen, geschwiegen oder gehandelt beispielsweise.

Schließlich gibt es auch eine ‚obere‘ Grenze der Lesbarkeit, was sich nicht mehr oder noch nicht oder grundsätzlich nicht lesen läßt, die Abgründe des Selbst, die Urgründe der Welt oder die Ungründe Gottes beispielsweise, der Andere, das Fremde oder schlicht das immer unlesbar Bleibende, weil es nie wird Text werden (können).

Das Jenseits der ‚unteren‘ und der ‚oberen‘ Grenze der Lesbarkeit könnte man mit ‚Oralität‘ und ‚Medialität‘ bezeichnen, wenn denn mitgedacht würde, daß die beiden Anderen der ‚Literalität‘ in- und miteinander kopräsent sind in ‚spätmodernen‘ Kulturen. Diese Kopräsenz dürfte es auch sein, die für die nur zu naheliegenden Übertragungen der Lesemetaphorik Anlaß geben. Wenn als (eine) obere Grenze die ‚Medialität‘ plausibel ist, dann zeichnet sich ein so trivialer wie in seinen Konsequenzen untrivialer Sinn der ‚Grenze der Lesbarkeit‘ ab: die Über- und Unterschreitung des Lesens durch andere ‚Kul-

²¹ Vergleichbares wäre zu erwägen im Blick auf die Erzählbarkeit, also im Medium der Mündlichkeit bzw. ‚Oralität‘.

²² Jan Assmann, Jenseits der Stimme, jenseits des Mythos. Über die Veränderung der Welt durch die Schrift. In: NZZ 15, 19./20.1.2002, S. 52 (dito: Wilfried Seipel (Hg.), Der Turmbau zu Babel. Ursprung und Vielfalt von Sprache und Schrift, III: Schrift, Graz 2003, S. 45-49). – Es sei denn, man ‚retrojizierte‘ die Regeln der Schriftlichkeit in vorschriftliche Zeiten der Oralität.

²³ Vgl. P. Stein, Schriftkultur, s. Anm. 9, S. 9ff., hier: S. 16.

turtechniken‘ als die von Lesen und Schreiben, und dementsprechend die zunehmende Irrelevanz des Lesens und die dazu passende Inkompetenz.

Daß nur einige lesen können, war vor Humboldts Zeiten nichts besonderes. Daß nur einige diese Kompetenz brauchen – im doppelten Sinne – ebenso. Und das scheint am Ende der Humboldtschen Ideale wiederzukehren, wie es an Schule und Universität fast so merklich ist wie in den stotternden Prompterlektüren der Fernsehmoderatoren. Was im 20. Jahrhundert noch als ‚Ende der Gutenberg-Galaxis‘ betrauert oder bejubelt wurde, scheint schlicht vorüber zu sein, diesseits von gut und böse. Im Gegenzug wird die von professionellen Minderheiten noch gepflegte Schriftkultur auf ihre ‚Kulturverträglichkeit‘ hinterfragt, nicht ohne Hermeneutik des Verdachts gegenüber den normativen Ansprüchen einer ‚Hochkultur‘.²⁴ Ob das mit messianischen oder apokalyptischen Allüren verhandelt wird, ist sekundär. Für die Lesbarkeitsmetaphorik macht das fast keinen Unterschied. Eher könnte man meinen, in Zeiten wachsender Oralität und Medialität werde die Lesemetapher nur noch attraktiver. Sie floriert jedenfalls auch dort noch, wo nicht gelesen, sondern vor allem gehört oder geschaut wird. Als wäre die Lesbarkeitsmetaphorik die Seele des Lesens, die ewig weiterlebt, auch wenn das Lesen selber Vergangenheit geworden sein sollte.

²⁴ Vgl. ebd., S. 317.